Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 4 (1920)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Bücherschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

(und rätische) Schweizer. Von ihnen schreiben 28 mit deutschen Buchstaben. Es sind das die Bundesräte Müller und Forrer, Oberst v. Sprecher, Ständerat Usteri, Konsul Vögeli, der Künstler Karl Theodor Meyer, Andreas Heusler Vater und Sohn, Ernst Zahn, Heer, Nationalrat Hirter, Pater Maurus Carnot, Pfarrer Wilhelm Schlatter, Pater Albert Kuhn, Alfred Huggenberger, Meinrad Lienert, der Theologieprofessor v. Schultheß-Rechberg, Albert Heim, Rudolf Linder-Bischoff, der Bischof Herzog, Hermann Christ, Heinrich Federer, Niklaus Bolt, Spitteler, R. v. Tavel, Dora Rappard, Julius Frey von der Kreditanstalt und Ernst Würtenberger. Der Musiker Hans Huber schreibt eine deutsche, aber mit lateinischen Buchstabenformen untermischte Schrift; wir dürfen ihn als 29ten hinzuzählen, nicht aber Lisa Wenger, die umgekehrt eine mit deutschen Formen gesprenkelte Antiqua aufweist. Die 8 gesperrt gedruckten Namen sind diejenigen, die auch in der Unterschrift deutsche Buchstaben zeigen.

Also von 71 bekannten und bewährten deutschen Schweizern schreiben 29 (41%) mit deutschen, 42 (59%) mit lateinischen Buchstaben. Nimmt man hinzu, daß unter den 29 eine ganze Anzahl sehr alte Leute waren — ich zähle 9, von denen ich weiß, daß sie über 70 zählten, und mehrere sind nun seither auch gestorben — so kann man leider nicht mehr sagen, daß die hergebrachte deutsche Volksschulschrift die in der deutschen Schweiz übliche Schrift sei. Fast durchweg zeichnen sich übrigens auch hier die deutschen Handschriften durch schönen Fluß und künstlerische Eigenschaften aus; keine einzige wird man trivial nennen dürfen.

Am Inhalt der Schriftproben ist bemerkenswert, daß mehrere der Männer einen lateinischen Spruch schreiben, ein deutscher Schweizer (Spelterini) sich französisch, ein welscher (der Rotkreuzarzt v. Marval) sich deutsch ausdrückt (beide in eigenen Worten, nicht in einem Dichterausspruch), die zwei Romanen Calonder und Carnot aber beide deutsch. Der rätische Dichter schreibt in einer prächtig flüssigen deutschen Schrift folgende zum Gemüt gehende Verse, die für das warme Herz des Mannes wie für die eigenartige völkische Lage und Kultur Graubündens bezeichnend sind:

Zwei Muttersprachen nenn' ich froh mein Eigen,
Mein liebes Deutsch und den romontschen Laut.
Und doch, ich will in beiden gerne schweigen,
Wenn du mir sprichst, Laret, mein Dörfchen traut!

Mein liebes Deutsch! — da muß ich dran denken, wie einst in der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich elsässische Studenten die Meinung äußerten, das deutsche Wesen übe nach außen keine Anziehungskraft aus, wie das französische von jeher getan habe. Mein liebes Deutsch! Dank, wackrer Pater von Disentis, für dieses Freundschaftswort. Auch uns soll dein romontscher Laut als die Heimat- und Muttersprache lieber Landsleute ehrwürdig sein. Blocher.

Bücherschau.

Gefaßte Quellen. Ein Aufsatzbuch, von Otto Berger, Sauerländer & Cie., Aarau.

Der Gedanke des freien Aufsatzes hat in den letzten 10 Jahren erfreulicherweise auch bei der schweizerischen Lehrerschaft mehr und mehr Anklang gefunden. Dafür spricht u. a. ein „Aufsatzbuch", das der Sekundarlehrer Otto Berger in Schwanden (Glarus) unter dem Titel „Gefaßte Quellen" jüngst bei Sauerländer & Cie. erscheinen ließ und das etliche Dutzend freier Schüleraufsätze enthält. Es will also ja nicht etwa ein „Vorlagebuch" sein, nach dem der Lehrer seine Schüler arbeiten lassen kann, sondern es will nur an Hand von Schüleraufsätzen und einzig und allein durch diese zeigen, was herausschauen und erreicht werden kann beim selbstgewählten Aufsatz.

Diese Schülerarbeiten fallen vor allem ins Auge oder Ohr durch die frische Lebendigkeit, Einfachheit, Klarheit und Natürlichkeit der Sprache, es ist wirkliches Quellwasser vom Brunnen, nicht fader Flaschenabzug und nicht ein süßlicher Sirup, nach zweifelhaftem Rezept zubereitet. Jedes Kind redet von der Leber weg und so wie gerade ihm der Schnabel gewachsen ist, und darüber was gerade ihm erscheint oder nahe geht, die meisten ohne in den Fehler zu verfallen, einfach drauflos zu plappern. Sondern man sieht, daß der Lehrer seinen Zweck, die Außenwelt und sich selber beobachten zu lehren, das Gehirn mit klaren Vorstellungen und Bildern zu füllen, erreicht hat; und der Herausgeber hätte eigentlich kaum nötig, in seinem Vorwort zu erwähnen, daß er ganz besondere Sorgfalt dem Ausdruck widme. Man begegnet in diesen Aufsätzen keinen schablonenhaften Redewendungen, keinen nichtssagenden Phrasen, keinen gegen den guten Geschmack verstoßenden Ausdrücken und sozusagen keinen Fremdwörtern.

Diese Erfolge teilt Berger aber wohl mit vielen seiner Berufsgenossen, so auch mit Heinrich Corray, der vor mehreren Jahren in seinen „Neulandfahrten" ebenfalls eine Sammlung z. T. recht bemerkenswerter Schüleraufsätze veröffentlichte. Doch Berger gibt sich damit nicht zufrieden. Wir finden bei ihm etwas, das wir bisher in ähnlichen Sammlungen meist vermißten: Berger selber bezeichnet als das höchste Ziel des muttersprachlichen Unterrichts die Entwicklung zu edlem freiem Menschentum, das in den entscheidenden Augenblicken des Lebens sieghaft über den Dingen steht, die Entwicklung der Persönlichkeit, die höchste Entfaltung des Innenlebens. Auf dieser Stufe fange die schöpferische Kraft an zu wachsen, der Geist fange an, den Dingen seinen eigenen Stempel aufzudrücken. So werden die äußern Erlebnisse zu Trägern der Gedanken und Anschauungen.

Wenn dieser Gedanke auch wohl bei der großen Masse der Schüler nur Wunsch bleibt — manche Aufsätze zeugen doch von einer ungewöhnlichen Fähigkeit der Schreiberin (auffallenderweise eben der Mädchen) die Gedanken nach innen zu richten, das anfänglich Geschaute und besonders Gehörte (Musik) zu verklären zu innerlichem Erleben.

So wertvoll die Erziehung zu genauer Beobachtung und klaren Vorstellungen ist — gerade auf die Pflege des Seelenlebens im Aufsatzunterricht möchten wir die Aufmerksamkeit der Lehrer ausdrücklich hinlenken und den Sammler der „Gefaßten Quellen" ermuntern, in diesem Geleise weiterzufahren.

Schweizerisches Idiotikon. Heft 86 (Huber, Frauenfeld).

Das Zeitwort schießen in seiner besondern Bedeutung „ein Geschoß schleudern" nimmt natürlich in einem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache viel Raum ein. — Im Jahre 1572 mußte der Zürcher Rat einem Bürger verbieten, an einem andern Tag als am Sonntag zu schießen, „in der wuchen" soll er „sines gwärbs acht haben". In sprichwörtlichen Redensarten ist das Wort häufig und weitverbreitet, z. B. „de Letzt het no nit gschosse" (wo wir heute weise bemerken: Es ist noch nicht aller Tage Abend), „mit ere Kanunnen auf Chräjen und Spatzen schießen", „i di gfält Schibe schieße", „es ist

nid wit dernebe gschosse", „z'churz schieße" usw. Es gibt natürlich manche Art von Schießen, Schießet und Schießete, deren Aufzählung ein gutes Stück Volkskunde enthüllt. Je nach Jahreszeit und besonderm Anlaß gibt es: Nüwjar-, Jakobs-, Martini- (Rütli-!), Winter-, End- und Usschießen, Hochzit-, Letzi-, Götti-, Chilchweih-, Exame-, Fronlichnams- u. a. Freudschießen. (Nach einem Nidwaldner Gesetz von 1867 wird sämtlichen Gemeinden das Pulver und der Gemeinde Stans auch die Kanonen zum Fronleichnamsschießen geliefert. „Ehé, mi cha gwiß de Herbst no schieße", heißt es bei Reinhard mit Bezug auf eine zu erwartende Hochzeit. Ueber dieses Hochzeit-Schießen sagt Gotthelf, es sei eine militärische Ehre und stamme aus der Zeit, wo jeder Berner wußte, „daß er ein geborner Soldat sei.") Je nach dem Ziele gibt es u. a. Vogel-, insbesondere Papagei- und Tätsch-Schießen (Tätsch heißt die Lehmscheibe für Armbrustbolzen; das Tätschschießen ist also namentlich für die männliche Jugend berechnet); je nach der Waffe, Bogen- oder Armbrust- oder Pfilschieße, Büchsen-, Roll- (mit ungezogenen Büchsen) und Trang- (mit gezogenen) Schieße, Stück- und Stumpeschieße (mit Mörsern); je nach den Veranstaltern und Teilnehmern: Stadt-, Dorf-, Land-, Landschafts-, Herre-, Gselle-, Riter-, Chnabe-, Studente- (Gymnasial-) Schieße, Haupt- und Nebenschießet; je nach dem Preise für Idealisten die Ere-, für Materialisten die Schaf-, Bock-, Stiere-, Süli-, Nidle-, Rehpfeffer-, Zimmis-, Blatte-, Hose- und Grümpelschieße. Ehrenvoll erwähnt sei der Wiberschießet: ein alle drei Jahre abwechselnd in Burgdorf, Sumiswald und Langnau stattfindendes Wettschießen, zu dem jeder Schütze bei Schützenehre in weiblicher Begleitung zu erscheinen verpflichtet ist; am Nachmittag während des Preisschießens sitzen die Frauen beim Kaffee; abends vereinigt ein Festmahl mit anschließendem Tanz die Schützen mit ihren Begleiterinnen. Zum Wiberschießet vom 11./12. Mai 1890 sandte die Stadtgesellschaft in Luzern, in alter Freundschaft mit den Burgdorfer Schützen verbunden, als Gabe eine feine silberne Medaille mit der Weisung, diejenige am Weiberschießen teilnehmende Frau solle den Silberschmuck erhalten, die am meisten Söhne besitze. — Etwas ganz besonderes ist das Murteschieße, ein donnerähnliches atmosphärisches Geräusch, das in der zweiten Hälfte des Winters nach einigen warmen Tagen in den Niederungen des Murtner-, Neuenburger- und Bielersees und im obern Aaretal gehört wird und einen Wetterumschlag anzeigt; es wird vom Volk als eine Fortsetzung der Schlacht bei Murten aufgefaßt und daher auch Burgunder-Schieße genannt. Etwas ähnliches ist's mit dem Rotenburger-, Rothorn- und Sägistal-Schieße, die ebenfalls „Wetterschießen" sind; in Basel nennt man's Schieße vo Befert (Belfort) nach der Sage: „Es ganzis Bataillon hatte einist aus Mutwillen gegen den Himmel geschossen, und jetz müese die Soldate amme wieder us em Grab im Glied atrete und zuer Strof schieße, wenn's ander Wetter ge will." Aus dem Wallis berichtet Jegerlehner: Wenn ein Jäger eine Gemse schießt, die ihr Zeichen hat, so hat er sein letztes Tier geschossen; denn bald nachher wird er sterben. Aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ist aus Unterwalden die Schützenregel überliefert: Wan du wilt einen gewüssen Schutz tun und treffen, was du wilt, so .... haue einer Schlangen den Kopf ab und nim dan drey Aerbs und tu ihren ins Maull und setz es in ein Creuzweg, und wan die Aerbs gewachsen sind ein Span lang, so nim sie ab, und wann du schießen wilt, so legst in unter das Rohr in den Schaft, so trifft du, was du wilt. — Schießen wird aber auch vom Blitzschlag gebraucht: Gott lod di große Herre donnere, aber er schießt selber. Hieher gehört auch „Donnerschieß", die zum Hauptwort erhobene Wunschformel: „daß dich der Donner schieße!", wie sie schon im Jahre 1617 ein Aargauer seiner lieben Frau gegenüber ausgesprochen haben soll. Das Mittelwort gschosse, erweitert durch: uf de Chopf, im Hirni, an der Belzchappe, bedeutet: nicht recht gescheit.

Mit Schießen verwandt ist bschieße (bschüße), das früher weiter verbreitet war, uns aber heute nur noch aus unserer Mundart bekannt, aber sehr beliebt und bequem ist in der Bedeutung ausreichen, helfen, fruchten, ergiebig sein. (Sind wir nicht manchmal versucht, es wörtlich ins Schriftdeutsche zu übersetzen?) Bei Gotthelf lesen wir: War sie krank, so nahm sie ein altes Betbuch, betete, bis sie schwitzte, und meinte dann ..., „we Das nit bschüße söt, so wüßt-si de z'Bott nit, was helfe wet." Schon 1564 wird die erzieherische Regel verkündet: „Wenn ein ruoten nit wil bschießen, so nimpt der vatter ein geißlen oder stäcken." Von den Kirschen heißt es: „Esse ka-me, wie-me will, es will kei Bitzli bschieße." Aus Bülach wird die Redensart bezeugt: „Das bschüßt wie wenn e Chue en Erdbeeri verschluckt." Daß das Idiotikon neben den ältesten Quellen auch die neuesten benutzt, ersieht man aus einer aus dem Jahre 1918 angeführten Stelle: So 100 Gramm (die damalige Butterration!), das b'schüßt ke Bitze. Vor dem Anschneiden eines frischen Brotlaibes pflegt man (im Aargau) mit der Messerspitze auf der Bodenfläche des Laibes erst das Zeichen des Kreuzes zu machen, „es bschüß de besser". Ein Sprichwort heißt: Vorg'gesse Brot b'schüßt nit. Auf Schritt und Tritt stößt man auf Gotthelfs tüchtige Volksweisheit: Wenn man im Hinderlig mit dem Geld ist, so düecht mich, b'schüß keis Huse nit. — Der Zusammenhang zwischen der Bedeutung dieses eigentümlichen, für uns ausgesprochen schweizerdeutschen Wortes mit der von schießen wird so erklärt: es gibt im Berndeutschen noch ein Wort b'schieße in der Bedeutung: den Boden pflastern. Ein Hofraum z. B. kann mit Pflastersteinen „b'setzt und b'schosse" sein; Tavel spricht von einem „b'schossnen Weg"; Justingers Chronik meldet: „Do man zalte von Gots geburt 1399 jar, wart die stat von Bern angefangen mit steinen zur beschießen"; nach einer Burgdorfer Burgermeisterrechnung von 1757 kostete es 9 Kronen, im Milchgäßlein „die Bschießi" (= Bsetzi) aufzubrechen, etwelche steinerne Känel einzulegen und frisch zu beschießen. (Eine ähnliche Bedeutung hat überschießen: etwas oder sich oberflächlich bedecken, z. B. mit Brettern, mit dünnem Eise; am 1. tag Merzen 1491 „überschoß" der Zürchersee und gefror zum dritten mal in jenem Winter; im Juni 1497 fiel zu Grüningen dreimal starker Reif „und überschussend die güllen vor kelty".) Es beschüßet konnte also etwa heißen: es deckt, es reicht hin, und damit wären wir bei der Bedeutung dieses merkwürdigen Mundartwortes angelangt.

Allerlei.

O diese Fremdwörter! Eine Zürcher Zeitung berichtet den Tod eines Mannes, der von einem Einbrecher angeschossen war, und fügt hinzu: „Noch kennt man die unmittelbare Ursache des Todes nicht, da eine Sezession der Leiche noch nicht stattfinden konnte." Ja wir leben in einer argen Welt, selbst die Leichen lassen sich von dem zuchtlosen Geiste der Zeit anstecken und denken an Sezession. Bl.